

# 112

<b>Intro/Impressum</b>	<b>5</b>
<b>Jakob Wassermann und Junker Ernst</b>	<b>6</b>
<b>Würzburg liest wieder ...</b>	<b>9</b>
<b>Weltpoet Rückert</b>	<b>14</b>
<b>Jäger und Sammlerin</b>	<b>16</b>
<b>Längst noch nicht vom Tisch</b>	<b>18</b>
<b>Hoffnungslosigkeit</b>	<b>21</b>
<b>Bezaubernde Hingucker</b>	<b>24</b>
<b>Aurora</b>	<b>26</b>
<b>Erpel</b>	<b>28</b>
<b>Mit brillanter Tiefenschärfe</b>	<b>30</b>
<b>Lichtblick</b>	<b>33</b>
<b>Short Cuts</b>	<b>34</b>



# ALLTAG LUXUS SCHUTZ

SCHMUCK IM ALTEN ÄGYPTEN

**Sonderausstellung**

13. März – 6. Nov. 2016

**Knauf-Museum Iphofen**

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel. 0 93 23 / 31 - 0

Öffnungszeiten: Di. bis Sa. 10 - 17 Uhr, So. 11 - 17 Uhr • [www.knauf-museum.de](http://www.knauf-museum.de)

# Kunstpreis 2016 der Stadt Marktheidenfeld

10

**Ausschreibung unter:**  
Kunstpreis  
Stadt Marktheidenfeld  
Luitpoldstr. 17  
97828 Marktheidenfeld  
Tel.: 09391 5004-66  
oder 81785  
[kunstpreis@marktheidenfeld.de](mailto:kunstpreis@marktheidenfeld.de)

**HEIMATAGE**

Baden-Württemberg  
BAD MERGENTHEIM 2016

# Schätze des Deutschen Ordens



24. April – 10. Juli 2016  
Deutschordensmuseum  
Bad Mergentheim

[www.deutschordensmuseum.de](http://www.deutschordensmuseum.de)

# Intro

Nicht zum ersten Mal bemühen wir uns an dieser Stelle, einfach die Welt zu erklären. Natürlich nicht so einfach: "... der Frühling wirft sein Band ... die Mädels schlagen aus ...". Richtig einfach gelingt uns das sowieso nicht. Dem ist nicht einmal der Verblendungszusammenhang vor, der ist aus der Mode, sondern nur der "narrative Nebel". Kennen Sie nicht? Bedeutet nur, daß zu jeder Geschichte, zu jeder Nachricht, sofort von anderer Stelle eine Version erzählt wird, die das gerade Gegenteil behauptet. Bezöge sich dies nur auf Meinungen, auf Werturteile, Geschmacksfragen ..., aber es geht vor allem auch um Fakten, auf die man sich nicht einigen kann. Möglicherweise besteht ja zwischen Meinungen und Fakten gar kein Unterschied – einmal digitalisiert, geht es wohl nur um Nullen und Einsen. Im Datensozialismus entscheidet allein der Interpret, und die Daten müssen nun einmal interpretiert werden, will man damit etwas anfangen können. Da gibt es jetzt auch eine neue Beschäftigung, das sogenannte Datenfischen. Im Kern besagt dies wiederum, daß man aus genügend umfanglichem Datensatz stets die Daten „fischen“ kann, die das jeweils eigene Vorurteil bestätigen.

Wir müssen jetzt zweitausend Seiten (1 Gigabyte wären rund 100 000 Seiten) theoretische Herleitung auslassen! Auf jeden Fall könnte man so ungefähr erklären, warum neuerdings zunehmend mehr Bürger glauben, daß es zwischen rechts und links keinen prinzipiellen Unterschied gäbe, als ginge es nur um sich entgegenstehende Interessen zweier gleichwertiger Gruppen. Das Schlimme ist, daß dies sogar zahlreiche Linke und Halblinke selbst so sehen.

Dabei galt einmal als ausgemacht, daß rechte Ideologie die Interessen einer mehr oder minder klar umrissenen Elite, Rasse, Gemeinschaft, wenn man so will, auch einer Nation (wobei gleich festgelegt ist, wer definitionsgemäß nicht dazu gehört) vertritt, während linke Ideologie für sich beanspruchte die Interessen aller Menschen zu vertreten, wobei einige (etwa ein Prozent der Bevölkerung) u.U. zu ihrem Glück gezwungen werden sollten.

Unabhängig davon, daß unter den Linken leider genauso viele Idioten anzutreffen sind wie auf der anderen Seite, und gegenwärtig sich die Linken sogar besonders dumm anstellen, kann, nein, muß man trotzdem konstatieren, die Rechte ist partikularistisch auf Ausgrenzung, Abgrenzung, Abschottung, auf Konflikt und letztlich immer auf Krieg ausgerichtet; die Linke hingegen ist universalistisch, auf Einbeziehung, ja, natürlich: Gleichmachung, Ausgleich, (wenn sie nicht verbohrte ist:) Kompromiß und letztlich auf Frieden und Gerechtigkeit ausgerichtet. Was eigentlich nur heißt: Bei links und sogar halblinks besteht wenigstens die leise Chance, daß alles gut wird.

Die Redaktion

**Errata:** Max Liebermann und Georg Baselitz sind zweifellos wichtige Künstler, sie sind aber nicht in der Ausstellung der florentinischen Manieristen im Städel Museum Frankfurt.

Bedauerlicherweise wurden in **nummer 111** auf Seite 6 und 8 nicht die richtigen Werke abgebildet. Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen.

## nummer einhundertzwölf

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –

Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

**Druckauflage:** 1500 Exemplare

**Herstellung:** bonitasprint, Würzburg

### Kontakt

#### nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien  
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg  
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

### Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.  
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],  
Achim Schollenberger [as], Eva-Suzanne  
Bayer, Heide Dunkhase, Renate Frey Eisen,  
Katja Tschirwitz [tw], Frank Kupke, Ulrich  
Karl Pfannschmidt, Rainer Blum, Ludwig  
Olah, Peter Leutsch, Sophie Bassouls.  
Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren  
selbst verantwortlich.

### Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

**Umschlagfarbe:** Pantone 1355 C

### Layout

Akimo

### Anzeigenpreisliste 2.2010

#### Künstlerportfolio:

€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

#### Short Cuts:

€ 80 Viertelseite 77,5 x 100

€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 100 Halbe quer 160 x 100

€ 200 Ganze Seite 186 x 246

€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm  
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

#### Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft  
Förderverein Kurve e.V.

€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft

€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft

€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.  
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,  
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.  
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:





Streetart: Zentrale Figuren aus Wassermanns Buch um den Junker Ernst, Foto: Rainer Blum

# Jakob Wassermann und Junker Ernst

Zu einer Veranstaltung im Rahmen von „Würzburg liest ein Buch“  
am 14. März 2016 in der Volkshochschule Würzburg

Von Heide Dunkhase

Gewissermaßen im Vorprogramm zur diesjährigen Aktion „Würzburg liest ein Buch“ (08. bis 17. April 2016) sprach Michael Storch, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Würzburg, zum Thema „Zauber wird nur durch Zauber gebrochen – oder: Wie in Der Aufruhr um den Junker Ernst die Poesie das Ressentiment überwindet“, wie also der Junker Ernst zum Erzähler wird und wie letztendlich das dichterische Wort die bedrückende Realität überwindet. Autobiographische Bezüge in der Novelle Jakob Wassermanns sind unbestritten, darüberhinaus von besonderem Interesse ist indes, wie der Autor seine von Antisemitismus geprägte Gegenwart in Beziehung setzt zum Würzburg des Jahres 1626, in dem er den Aufruhr um den Junker Ernst sich ereignen läßt.

Jakob Wassermann (1873-1934) war in der Weimarer Republik ein äußerst erfolgreicher Schriftsteller. Wie Michael Storch ausführte, gab es etliche Gründe für diesen Erfolg. Im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen wie z.B. Döblin, Brecht oder auch Ernst Jünger verstand er sich als durchaus konventioneller Erzähler in der Tradition des 19. Jahrhunderts und nahm bewußt nicht an den formalen und inhaltlichen Experimenten seiner Schriftstellerkollegen teil, die ein ganz anderes Menschenbild propagierten. Sie hoben auf die Determiniertheit des Menschen durch Natur und Technik ab, erklärten den Tod des Helden und gaben ihrer neuen Sehweise z.B. durch Montagetechnik, fragmentiertes Schreiben, den inneren Monolog etc. Ausdruck. Wassermann hingegen folgte ganz dem Leitbild des Horazschen „prodesse et delectare“, sprach die Ein-

bildungskraft seiner Leser an, nicht ihren Intellekt, und bekannte sich zu seiner auf die Identifikation der Leser abzielenden Erzählweise. Durch diese Konventionalität war er zusammen mit Thomas Mann und Hermann Hesse ein Zugpferd des S. Fischer Verlags.

Außerdem beherrschte Jakob Wassermann das „Networking“, wie man heute sagen würde, er war in ständigem, auch gesellschaftlichen Kontakt mit seinen schreibenden Zeitgenossen, besprach Bücher anderer Autoren des S. Fischer Verlags und wurde von diesen besprochen. Hinzu kam ein Gespür für sensationelle Stoffe (Casper Hauser, Der Fall Mauritius). Ebenfalls zur Akzeptanz trug seine 1921 erschienene Autobiographie „Mein Weg als Deutscher und Jude“ bei, in der er Assimilationswillen und Antisemitismuskritik vereinte. Und gerade diese Autobiographie ist es, in der sichtbar wird, wie sehr Jakob Wassermann trotz seines Erfolgs als Schriftsteller zeitlebens unter dem Antisemitismus seiner Umgebung litt, darunter litt, ein Ausgegrenzter, wie Junker Ernst ein Fremder zu sein.

Obwohl er sich völlig als Deutscher fühlte, spürte er stets, daß „Wachsamkeit und Fremdheit blieben. Ich war Gast, und sie feierten Feste, an denen ich keinen Teil hatte“. (Mein Weg als Deutscher und Jude. dtv 1994). Dieses Gefühl des Ausgeschlossenenseins hätte ihn zerstören können, aber er fand einen Ausweg: „Angeboren war mir das Verlangen, in einer gewissen Fülle des mich umgebenden Menschlichen aufzugehen. Da aber dieses Verlangen nicht nur nicht gestillt, sondern mit zunehmenden Jahren der Riß immer klaffender wurde zwischen meiner ungestümen Forderung und ihrer Gewährung, so hätte ich mich verlieren, schließlich mich selbst aufgeben müssen, wenn nicht zwei Phänomene rettend in mein Leben getreten wären: die Landschaft und das Wort.“

So spielen denn auch viele der Erzählungen Wassermanns in der Landschaft seiner Kindheit; als unvergeßlich bezeichnet er in seiner Autobiographie auf der einen Seite die durch die Industrialisierung entstandene Trostlosigkeit Fürths, seiner Heimatstadt: „Erstickend in ihrer Einigkeit und Öde, die gartenlose Stadt, Stadt des Rußes, der tausend Schlöte, des Maschinen- und Hämmergestampfes, der Bierwirtschaften, der verbissenen Betriebs- und Erwerbsgier, des Dichtbeieinander kleiner und kleinlicher Leute, der Luft der Armut und Lieblosigkeit im väterlichen Haus.“ Außerdem „eine Wegstunde nach Osten: Nürnberg, Denkmal großer Geschichte. Mit uralten Häusern, Höfen, Gassen, Domen, Brücken, Brunnen und Mauern (. . .), durch vielfache Beziehung in das

persönliche Schicksal verflochten“. Vor allem aber die fränkische Landschaft, die er in den Ferien bei den Verwandten seiner Eltern kennenlernte („Die Landschaft von zarter Linienführung, mit Wäldern, die ein gehegtes inneres Bild nicht so beschämen wie jene anderen; Blumengärten, Obstgärten, Weiher, verlassene Schlösser, umspinnene Ruinen, dörfliche Kirmessen, einfache Menschen.“), ermöglichte es ihm das Leben auch von einer lichten, leichten Seite zu sehen. Im Bild dieser Landschaft meint man, den Junker Ernst auf seinen Wanderungen um Würzburg herum zu sehen.

Wichtiger noch war jedoch die von Wassermann so bezeichnete „innere Landschaft“, das Reich der Träume und der Phantasie, die ihn die äußere Welt vergessen (und vielleicht ertragen) ließ, so daß er im „Alter zwischen zehn und zwanzig Jahren (...) in beständigem Rausch“ lebte, „in einer Fernheit oft, die den Mitmirgehenden und – seienden bisweilen nur eine empfindungslose Hülle ließ“. Diese Eigenschaft verleiht Jakob Wassermann auch seinem Junker Ernst, der manchmal „in einem Winkel kauerte und in sich hineingrübte und dann wie aufwachend zusammehanglose Sätze murmelte“.

Beide, Jakob Wassermann wie der Junker Ernst, sehen in ihrem Erzählen eine existentielle Notwendigkeit. Wassermann bekennt, daß sein Verhältnis zum Wort beziehungsweise seine Macht über die Sprache sich aus „Not und Notwendigkeit“ entwickelte, auch aus einem eskapistischen Impuls heraus, eine Gegenwelt zur trostlosen Wirklichkeit zu entwerfen. Und der Junker Ernst gesteht sich ein, daß er angesichts „der bitteren Not“ (...), von der die Menschen bedrückt waren“, das Bedürfnis hatte, „von einer Welt Kunde zu geben, die eine andre war als die schlechte, traurige und häßliche, die er sah“.

Dabei lehnt sich Junker Ernsts Erzählweise unwillkürlich an „die morgenländische Scheherazade“ an, denn „er erzählte eine Geschichte nicht zu Ende und spann sie in den nächsten Abend hinüber, manchmal in den zweiten und dritten“. Wassermann selbst berichtet in seiner Autobiographie, warum er als Kind bereits auf diese Methode zurückgriff, – „es war das Verfahren der Scheherasade ins Kleinbürgerliche übertragen“ –, weil er nämlich nur so seinen Bruder davon abhalten konnte, ihn bei der ungeliebten Stiefmutter zu verraten.

Diese und andere Parallelen zwischen dem Leben Jakob Wassermanns und der Geschichte des Junker Ernst gewinnen ihre besondere Bedeutung erst, wenn man bedenkt, daß Wassermann bewußt die Ähnlichkeiten zwischen den 1920er Jahren und dem Beginn des 17. Jahrhunderts thematisiert; eine später verworfene Formulierung

im Anfang der Novelle macht das deutlich. Dort heißt es: „Denkt euch drei Jahrhunderte zurück und in das Herz deutschen Landes, denkt nicht, daß es eine allzu veränderte Welt sei, Menschen und Sachenwelt; nehmt sie genau wie die heutige.“ Was Michael Storch das „Regiment des Ressentiments“ (nach Nietzsche) nennt, ist eine Welt, in der alles Abweichende verdächtig ist, in der Gut und Böse scharf getrennt sind und Religion und Politik miteinander verquickt werden, also die Zeit der Hexenverfolgungen auf der einen und des Antisemitismus am Beginn des 20. Jahrhunderts auf der anderen Seite. Auch der Junker Ernst ist ein Außenseiter. Aus seiner von Paranoia und Hysterie gekennzeichneten Umgebung sticht er durch seine orientalisch anmutende Gabe des Erzählens, seine übersprudelnde Phantasie, seine Volkshaftigkeit und seine natürliche, ja naive Sittlichkeit hervor. Auch äußerlich hebt er sich mit seiner bräunlichen Haut und seinem kohlschwarzen Haar von seinen Zuhörern ab. Daß seine Geschichte letztlich glücklich endet, macht das Märchenhafte bzw. das Utopische dieser Novelle aus und steht in starkem Kontrast zu Jakob Wassermanns Lebensweg.

Der Junker Ernst von Ehrenberg wächst einsam und in Armut auf. Seine durch ihre Ehe traumatisierte, verwitwete Mutter lehnt jeden Umgang mit ihm ab, weil sie sich von einem Erlebnis nicht lösen kann, in dem ihr verrohter Ehemann den schlafenden Ernst des Nachts aus dem Bett zerrte und „wie der arglose Knabe im Halbschlummer die Ärmchen um den roten aufgedunsenen Hals des Vaters geschlungen und sich von ihr abgewandt, von ihr nichts wissen gewollt hatte.“ Als Vierzehnjähriger erst lernt er seinen Onkel, den Bischof Philipp Adolf von Würzburg, kennen, der, von seinem einnehmenden Wesen und seinem attraktiven Äußeren eingenommen, ihn zu sich auf sein Schloss holt. In Würzburg und Umgebung führt Ernst fortan ein umherschweifendes Wanderleben und fasziniert und tröstet die Menschen mit seinen erfundenen Geschichten. Natürlich macht die unbändige Phan-

tasie, die Ernst zeigt, ihn in Kirchenkreisen verdächtig, und Pater Gropp, der Berater des Bischofs, vermutet teuflische Kräfte am Werk. So sehr sich Philipp Adolf auch innerlich sträubt, denn er fühlt sich zutiefst von Ernsts Schönheit angezogen, der Junker wird schließlich mit seiner Zustimmung verhaftet und soll zu einem Geständnis gebracht werden, indem seine Mutter vor seinen Augen gefoltert wird.

Aus dieser dramatischen Lage wird Ernst durch einen Aufstand der Kinder, seiner früheren Zuhörer, gerettet und sieht sich am Ende nicht nur endlich

von seiner Mutter geliebt, sondern unter dem Einfluss des Jesuiten Friedrich Spee, der ihn im Gefängnis besucht, auch innerlich gereift.

Es ist das poetische Talent, mit dem er seine jugendlichen Zuhörer so fasziniert hat, das den Junker Ernst in der Novelle vor der



Ein signiertes Billet von Jakob Wassermann

Verurteilung und Vernichtung bewahrt; die Poesie überwindet das Ressentiment, wie Michael Storch im Untertitel seines Vortrags ankündigte.

In der Realität des 20. Jahrhunderts hatte die Dichtkunst diese Macht nicht. Selbst der Erfolg seiner Werke ermöglichte es Jakob Wassermann nicht, gleichermaßen als Jude und Deutscher akzeptiert zu werden, er blieb ein Ausgegrenzter. 1933 wurden seine Bücher wie die vieler anderer Juden verbrannt. Schlimmeres blieb ihm nur durch seinen Tod im Jahre 1934 erspart.

Und noch etwas wird deutlich, wenn man die Welt des Junker Ernst, die Zeit der Hexenverfolgungen, mit dem Antisemitismus zu Lebzeiten Jakob Wassermanns vergleicht: Die christliche Ethik wurde zur Ausgrenzung des Fremden instrumentalisiert. Dieser Umstand ist ein Stichwort oder eine Mahnung auch für unsere Zeit, da sich Gesellschaften mit dem Hinweis auf unterschiedliche Religionen von hilfeschuchenden Angehörigen anderer, nichtchristlicher Glaubensgemeinschaften abzuschotten versuchen. ¶



Wassermann-Trio beim Festakt: Moderatorin Pauline Füg, Kulturamtsleiterin Sybille Linke und Würzburgs OB Christian Schuchardt.

# Würzburg liest wieder...

...und zelebriert allerlei Aktivitäten um ein Buch.

*Text: Achim Schollenberger Foto: Rainer Blum*

**W**ürzburg liest natürlich nicht, sondern die Würzburger. Zwei Jahre nachdem sie Leonhard Franks „Jünger Jesu“ ausgiebig untersucht haben, widmen sie sich nun Jakob Wassermanns „Der Aufruhr um den Junker Ernst“ in rund 100 Veranstaltungen der mannigfaltigen Art, initiiert von den rührigen Veranstaltern des Vereins Würzburg liest e. V. Neben der vorlesenden Beschäftigung stehen auch Theater, Tanz, Filmaufführung, Ausstellungen, Führungen, Vorträge auf dem üppigen Programm in der Woche bis zum 17. April. Alles rund um *ein* Buch.

Rappelvoll war die offizielle Eröffnung der Aktionswoche in der Stadtbücherei Würzburg, und es schien ein unterhaltsamer Abend gewesen zu sein, moderiert von der Sprachartistin Pauline Füg. Zusammen

mit Würzburgs Oberbürgermeister und Schirmherr Christian Schuchardt und Kulturamtsleiterin Sybille Linke gab es eine kleine Talkshow-Runde (siehe oben). Danach setzte sich Stadtheimattpfleger Hans Steidle in seinem Vortrag intensiv mit Wassermann und den Auswirkungen seines Buches auseinander.

Freuen über Auszeichnungen durften sich an diesem Abend auch die Gewinner des Schulwettbewerbs, deren Arbeiten ab dem 12. April in der Sparkasse Mainfranken in der Hofstraße in Würzburg präsentiert werden. Die fünf Sieger des Vorlesewettbewerbs durften mit ihren Texten auch auf das Podium.

Auf den folgenden Seiten finden Sie ein paar photographische Streiflichter aus bereits stattgefundenen Veranstaltungen. ¶



*Puppenspieler Thomas Glasmeyer und seine selbstgeschnitzten Hauptdarsteller für das Junker Ernst-Stück in der Theaterwerkstatt.*



*Wo steht das noch mal?  
Wolfgang Salomon (links)  
und Eberhard Schellenberger  
vor der „Lesung mit Aussicht“  
im obersten Stock des  
BR-Hochhauses.*



*Aus der Stadtbücherei aufs Strabagleis: Kulturschaffner Norbert Hermann bittet in den Literaturexpress.*



Martin Menner in der  
Readers Corner in der  
Stadtbücherei



Der Tanz um das be...

Daniel Osthoff, Mitinitiator der Aktionswoche, präsentiert die Ausstellung zu Jakob Wassermann im Programmkino Central.





*sagte Buch - Lisa Kuttner performt auf der Bühne im Theater am Neunerplatz.*



*Kein schönes Kapitel: Die Spuren der Hexenverfolgung führen auch in den Dom. Eine aufschlußreiche Führung mit Elena Bräutigam.*



*Entspannendes Zuhören und Vorlesen im Teeparadies. Frank Stößel liest aus Wassermanns „Das Gold von Caxamalca“.*

# Weltpoet Rückert

Schweinfurt im Fieber des Dichters und Orientalisten

Von Renate Frey Eisen

Im 150. Todesjahr ihres bedeutendsten Sohnes, des Dichters und Orientalisten Friedrich Rückert (1788-1866), ehrt die Stadt mit drei Ausstellungen den „Weltpoeten“, am umfangreichsten mit einer großen, auf die Biographie hin ausgerichteten Literaturausstellung in der Kunsthalle, und versucht damit die geniale Größe dieses Dichters, Kulturvermittlers und Sprachkünstlers dem Vergessen zu entreißen. Im Museum Georg Schäfer wird mit einer Präsentation von Gemälden und Graphiken aus den eigenen Beständen verwiesen auf Rückerts Vorliebe für Mittelalter- und Ritterphantasien sowie auf die religiös geprägten Visionen einer nationalen Erneuerung, wie sie die Nazarener darstellten. In der Bibliothek Otto Schäfer aber befassen sich heutige Künstler in Radierungen mit Inspirationen, die sie durch Rückert erhielten.

Die große Ausstellung „Der Weltpoet“ in der Kunsthalle konzentriert sich auf das literarische und sprachwissenschaftliche Schaffen Rückerts. Doch Gedankliches spannend zu vermitteln durch Dokumente, Schriften und rare Publikationen, Interesse zu wecken für Archivalien in Vitrinen, erfordert bei heute medial verwöhnten Menschen ein besonderes Vorgehen. Also entwarf das Ausstellungsteam für die einzelnen Lebensabschnitte sechs mit Farben akzentuierte Bereiche, stellte passende Bilder und Büsten dazu und verwies auf zeitliche Bezüge durch Erläuterungen und Bildmaterial an den Wänden. Der aufmerksame Besucher ist nun völlig überwältigt von der Fülle dessen, was Rückert einst geschrieben hat, von seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit unglaublichen 44 Sprachen in unzähligen Schriftarten, und daß dieser unangepaßte Rückert, der sich gerne ins Privatleben zurückzog, auch noch rege am politischen Leben teilnahm, erscheint unfassbar bei einem solchen Arbeitspensum.

Eines aber verabscheute er: das Lehren; er wollte lieber selbst ständig lernen. Gegen Ende seines Lebens wurde er nahezu zum Revolutionär, kämpfte gegen soziale Ungerechtigkeit, war für die Abschaffung adeliger Privilegien. Er war bestens vernetzt mit anderen Literaten und Geistesgrößen seiner Zeit. Sein Lebensmotto war: „Weltpoesie ist Weltversöhnung“. Aus diesem Impetus heraus schrieb er Tausende von Versen, wobei er bei der Niederschrift selten korrigierte. In der musikalischen Welt ist er nach wie vor

präsent, denn etwa 2000 Gedichte von ihm wurden zu Liedern vertont, u. a. von Schubert, Schumann, Brahms oder Mahler. Die Ausstellung beginnt in der grünen Abteilung mit dem Aufwachsen des Friedrich Rückert in Franken, bezeugt auch durch den Eintrag im Taufbuch der Stadt Schweinfurt, durch das hervorragende Zeugnis des Gymnasiasten und das Studium in Würzburg. Auf Wunsch des Vaters sollte er Jura studieren, doch schon bald trat er die Flucht an in das, was ihn eigentlich interessierte, befaßte sich lieber mit Mythologie und Sprachen, lieh sich Bücher dazu aus, erwarb eine Anthologie persischer Dichter, studierte anhand der Evangelien ostaramäische Texte, lernte in kurzer Zeit die neuen Sprachen anhand ihrer Struktur, ohne Wörter zu pauken. Sein weiterer Lebensweg verlief irgendwie in Brüchen. Nach seiner erfolgreichen Promotion durch die Dissertation „De idea philologiae“ in Jena gab er die dortige Privatdozentenstelle auf.

Auch eine Anstellung als Gymnasiallehrer in Hanau trat er nicht an. 1813 beschloß der Goethe-Verehrer Rückert, Dichter zu werden. Zum Broterwerb taugte das vorerst nicht; also mußte er sich von Vater und Onkel unterstützen lassen. Seine ersten Verliebtheiten fanden ihren Niederschlag in Liebeslyrik, so in „Amaryllis“ oder in „Heimwehlieder an Friederike“. Zu den frühen dichterischen Versuchen zählen auch die „Fünf Mährlein“, Geschichten zum Einschlafen für seine jüngste Schwester. Entscheidend für die literarischen Entwicklungsjahre waren die häufigen Besuche auf der Bettenburg bei Hofheim bei Christian Freiherr Truchseß von Wetzhausen; dort im Kreis patriotisch national gesinnter Männer erfuhr er die Verklärung des Mittelalters und die Idealisierung des Rittertums. Die Figur des Kaisers Barbarossa im Kyffhäuser gehörte zu einer solchen nationalen Mythenbildung.

Rückert selbst sah sich in der Rolle eines mittelhochdeutschen Spruchdichters, nannte sich Freimund Reimar, ließ sich von Nibelungenlied und Minnesang inspirieren und kleidete sich altdeutsch, trug die gescheitelten Haare lang. Unter seinem Pseudonym erschienen 1814 die politischen „Deutschen Gedichte“ und der „Kranz der Zeit“; die „geharnischten Sonette“ richteten sich gegen Napoleon. Eine Anstellung als Redakteur beim Stuttgarter „Morgenblatt“ gab er bald auf, um sich nach Italien zu bege-



ben, wo er unter den deutschen Malern in Rom lebte, gotische Kirchen besuchte, aber antike Ruinen mied, italienische Volkspoesie sammelte. Nach der Rückkehr 1819 vertiefte er in Wien seine Kenntnis der orientalischen Sprachen, erweiterte seine Interessen im Bereich der Lyrik, und bezweckte eine Öffnung zur Universalität. Inspiriert von Goethes West-östlichem Diwan dichtete er die „Östlichen Rosen“, führte die Gedichtform des persischen Ghazel in seine Verse ein, nutzte das gewinnbringende Medium des Almanachs, den Frauen gerne lasen, um dort seine Poesie zu veröffentlichen. So wurde er mehr und mehr bekannt.

Die Liebesheirat mit der vermögenden Luise Wiethaus-Fischer Ende 1821 beflügelte ihn zur Gedichtsammlung „Liebesfrühling“. Darin heißt es z. B. „Du bist die Ruh, du bist der Frieden“. Für die wachsende Familie war es gut, daß er 1826 eine Professur für orientalische Sprachen an der Universität Erlangen erhielt. Er beschäftigte sich mit einer Vielzahl von Sprachen, vom Arabischen über Sanskrit bis zum Chinesischen, schuf zahlreiche Nachdichtungen und Übersetzungen; hierbei entstand auch ein Handexemplar des Koran, den er eigentlich für unübersetzbar hielt. Doch die protestantische Orthodoxie in Erlangen stieß ihn ab. Dennoch entstand hier der größte Teil seiner publizierten Werke. Der Tod zweier seiner Kinder durch Scharlach veranlaßte ihn zu den „Kindertotenliedern“, die später von Mahler vertont wurden. Mit der „Weisheit des Brahmanen“ und seinem „Leben

Jesu“ waren nicht alle einverstanden. Er verabschiedete sich schließlich von Erlangen, verfaßte folgende ironische Verse: „Ihr machtet es mir zu toll mit eurem christlichen Leide, mein Herz ist noch freudenvoll, darum bin ich ein Heide.“ So entfloh er der fränkischen Universitätsstadt, allerdings hochgehrt mit diversen bayerischen Orden, und folgte 1841 einer Berufung nach Berlin zu äußerst vorteilhaften Bedingungen und opulenter Bezahlung; er wollte sich dort als Dichter von Dramen, die allerdings viel zu langatmig waren, profilieren, scheiterte aber damit.

Am Vorabend der Revolution 1848 verließ er enttäuscht die Stadt, gerade noch rechtzeitig vor Beginn der Barrikadenkämpfe, schickte seine „Märzgedichte“ hinterher ebenso wie einen subversiven „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ und zog sich auf sein Familiengut in Neuses bei Coburg zurück; dort verfaßte er sein Liedertagebuch, Tausende von Gedichten mit Datum als radikalen Abgesang auf die überholte, agrarisch verfaßte Ständegesellschaft, sprach sich für die Abschaffung der Adelsprivilegien zugunsten einer Massengesellschaft aus. Er wollte den gewaltsamen Umsturz. In Neuses lebte er abgeschieden, gab aber den Austausch mit anderen Literaten nicht auf, errichtete sich eine Dichterklause. Nach seinem Tod blieb er lange populär, inspirierte auch andere Künstler wie Thomas Mann oder van Gogh, regte auch Illustratoren von Donald Duck an. Devotionalien wie seine Pfeife und Erinnerungsstücke beschließen die Ausstellung, die von über 60 weiteren Veranstaltungen begleitet wird. ¶

# Jäger und Sammlerin

Die Ausstellung Mia Hochrein/Klaus Zschka im Franck-Haus Marktheidenfeld

Text und Fotos: Angelika Summa

Es gibt einen Grund, weshalb man sich die Ausstellung von Mia Hochrein und Klaus Zschka im Marktheidenfelder Franck-Haus anschauen sollte: Sie ist witzig, bisweilen frech und alles andere als langweilig. Beide Künstler sind Kunstpreisträger – Hochrein erhielt 2014 den Kunstpreis der Stadt Marktheidenfeld, Zschka wurde 2014 Publikumspreisträger –, und da es üblich ist, die Preisträger des alle zwei Jahre stattfindenden städtischen Kunstwettbewerbes mit einer gemeinsamen Ausstellung zu ehren, ist es womöglich auch für die beiden Künstler eine Herausforderung gewesen, ihre beiden so divergierenden Arbeiten und Herangehensweisen in eine gemeinsame Schau zu pressen. Doch, wie gesagt, die Ausstellung ist spannend; weshalb sie auch zu Recht den Titel „Spannungsfelder“ trägt. Dabei könnte der Unterschied zwischen beiden Künstlern kaum größer sein: Mia Hochrein ist die Spontane, sie reagiert lebhaft, geradlinig, ungezwungen, Zschka antwortet mit Bedacht, dabei emphatisch und leidenschaftlich, sie ist die Leichtlebige, er ist gefühlstiefer, sie ist die Sammlerin, er der Jäger. Und beide Ausdruckweisen passen gut zusammen.

Das liegt auch an der freien Präsentation der Expona-

te, welche im Obergeschoß wirkt wie ein gut aufgeräumter Dachboden. Gleich am Eingang rechts teilen sich die beiden Künstler die „Sitzecke“ des Museums und gestalten eine Art „Pinnwand“ mit Notizen, Skizzen, zeichnerischen Ideen, die bei Zschka psychologischen Tintenklecksmustern ähneln und in freien Krakeluren bis zum Bildrand ausranken.

Bei der Interpretation des Klecks-Gesprenngels genügen ihm keineswegs Papier und Tusche allein, der Künstler arbeitet sich in alle Gefühlsebenen mit Acrylfarbe, Graphitstift, Pastellkreide, Ölkreide ein; er komplettiert den Ausdruckswert seiner Malmaterialien sowohl in seine Zeichnungen wie auch in seinen Malereien, zusätzlich mit Lack und Klebeband, um – so der Eindruck – keine Nuance auszulassen. Und aus dem Gemenge von eruptiven Farbflecken und nervösen Strichfolgen orakeln sich menschliche Gestalten hervor, manchmal auch nur Teile davon: Augenpaare, Umrisse von Köpfen, Profile, Schädel, Skelettieres. Die menschliche Figur entwickelt sich aus optischen Reizen; im Bild spiegelt sich deren innere Befindlichkeit.

Klaus Zschka, 1957 in Würzburg geboren, ist studierter Bautechniker und professioneller Bauleiter in Architekturbüros und wurde durch Sommeraka-



Werke von Klaus Zschka

demien in Malerei geschult. Nach eigener Aussage interessieren ihn in seiner Malerei existentielle menschliche Grundfragen wie „woher kommen wir, wer sind wir, wohin gehen wir“. Seine Überlegungen zu komplexen Beziehungsmustern wie Liebe, Haß und Zweifel erprobe er subjektiv im malerischen Prozeß. Der Gedanke ist nachvollziehbar, er kommt aber in Installationen mit Heiligenbildern, Stacheldraht und Koffer mit aufgesetzter Bedeutung daher. Mia Hochrein, 1955 geboren, hat nach einem Studium der Freien Kunst und Visuellen Kommunikation an der Kunsthochschule Kassel, viele Auszeichnungen und Stipendien erhalten. Sie lebt als freischaffende Künstlerin in Múnnerstadt, wo sie sich mit zwei Kollegen, Jan Polacek und Stephan Winkler, zu dem (bürgerliche Formen ironisierenden,) „Institut Heinz“ zusammengeschlossen hat. Die Künstlerin ist unbefangener und spielerischer als ihr Gegenüber.

Sie präsentiert im Franck-Haus Graphiken, Objekte und Installationen. An der eingangs erwähnten Pinnwand im Erdgeschoß sieht man z. B. ihre „little folks“, kleine gerahmte Unikatabilder, sog. Assemblagen aus Strichmännchen und eincollagiertem Einwickelpapieren von Bonbons u.a. Die „Großfamilie Eukalyptus“ trägt die typisch signalgrüne Kombination; andere „folks“ sondern Denk- und Sprechblasen wie „Oh my God! oder „Shut up! ab, also im Prinzip völlig unsinnige Kommentare. Aber sie alle sind fein, sauber, ordentlich gerahmt und aufgereiht. Vorgefundene Materialien, gebrauchte, benutzte Gegenstände des Alltäglichen haben es der Künstlerin

angetan. Sie verarbeitet diese an sich wertlosen, banalen Dinge, Produkte unseres Wohlstands und gibt ihnen erneut Bedeutung im Materialbild oder – noch einfacher – in der Beziehung, der Aneinanderreihung oder Kombination mit Gleichem.

Hochrein entdeckt die inspirierende Wirkung dieser unwerten Alltagsgegenstände, der Betrachter geht mit ihr nicht immer konform – vor allem bei den sorgsam gestapelten Pralinschachtelplastikeinlagen – , aber das macht nichts, die Ironie kommt trotzdem an. Denn die Künstlerin geht mit ihren wertlosen Objekten so ausgesucht würdig um, als wären es edle Wertgegenstände. Und als hätte Friedrich Schillers züchtig-tüchtige Hausfrau im „häuslichen Kreise“ die nimmermüden Hände geregt, um mit „ordnendem Sinn“ die Schränke (Vitrine) zu füllen: mit gefalteten und geplätteten Kartoffel- oder Kaffeesäcken. Bürgerlichem Verhalten und Wohlstandspflege setzt die Künstlerin stillvergnügt die Narrenkappe auf. Besonders apart: ihre „traps“ (engl. für Falle, Klappe, Schnauze), Assemblagen aus gespannten Wollfäden. Und die schwarz-weißen Tuscheformen ohne Titel im Obergeschoß.

Die Installationen und Drucke im Untergeschoß lesen sich wie Mia Hochreins Kommentar zur aktuellen Flüchtlingsthematik. Die mit „Freistatt“ betitelten Behausungen aus Pappe wurden sorgfältig mit Tapete oder Stoff ausgekleidet, mit wärmenden Teppichen oder Decken versehen. Das sieht sehr wohnlich aus, ist großemäÙig aber eher für Wachhunde ausgelegt. ¶

Bis 1. Mai.



Arbeit von Mia Hochrein



Pedro P. Schilde: „Brunsbüttel Elbe“, Repro-Foto: Frank Kupke

# Längst noch nicht vom Tisch

„30 Jahre Tschernobyl – Ruinen für die Ewigkeit. Gegen das Vergessen!“  
Fotos von Pedro P. Schilde im Würzburger Rathaus

---

Von Frank Kupke



**H**euer vor 30 Jahren kam es im damals sowjetischen Tschernobyl zu der bis dahin größten Katastrophe in der zivilen Nutzung der Kernenergie. Bei einem Test, der den Stromausfall in dem Atomkraftwerk simulieren sollte, kam es am 26. April 1986 zur Kernschmelze. Der Reaktor Block 4 explodierte, so daß sich radioaktiver Staub in ganz Europa verbreitete. Weil die Katastrophe größer war als der von den Behörden sogenannte Größte Anzunehmende Unfall (GAU – in Anlehnung an die US-amerikanische Kategorie des maximum credible accident), wurde sie von den deutschen Behörden und

der Öffentlichkeit Super-GAU genannt. Die in den Berichten und der Literatur genannten Opferzahlen dieses Super-GAUs sind abhängig von der ideologischen Ausrichtung des jeweiligen Datensammlers. Laut der Weltgesundheitsorganisation (WHO) starben in direktem Zusammenhang mit dem Unfall „weniger als 50“ Menschen. 8930 Menschen starben laut WHO in der betroffenen Region an Krebserkrankungen, die nach WHO-Angaben auf den Super-GAU zurückzuführen waren. Je nach Autor, werden aber auch Opferzahlen von mehreren Zehntausend bis hin zu knapp 1,5 Millionen Menschen genannt.

Über das Ausmaß der Spätfolgen der Katastrophe für Mensch und Natur wird – ebenfalls je nach Nähe oder Distanz des Verfassers zur Kernenergie – erbittert gestritten. Als Folge der Nuklearkatastrophe im japanischen Reaktor Fukushima am 11. März 2011 (in Fukushima wurde mehr als doppelt so viel radioaktives Material freigesetzt wie in Tschernobyl) beschloß der deutsche Bundestag am 30. Juni desselben Jahres den Atomausstieg. Am 6. August 2011 gingen acht Atomkraftwerke vom Netz (Biblis A, Biblis B, Brunsbüttel, Isar I, Krümmel, Neckarwestheim 1, Philippsburg 1, Unterweser), am 27. Juni vergangenen Jahres ging Grafenrheinfeld vom Netz. Spätestens am 31. Dezember 2017 muß Grundremmingen B vom Netz gehen, am 31. Dezember 2019 Philippsburg 2, am 31. Dezember 2021 Grohnde, Brokdorf und Grundremmingen C. Und spätestens am 31. Dezember 2022 müssen die letzten drei Kernkraftwerke vom Netz gehen, nämlich Isar 2, Neckarwestheim 2 und Emsland.

Aus Anlaß des 30. Jahrestages der Katastrophe von Tschernobyl zeigt die Stadt Würzburg in den Gängen des Rathauses 30 Schwarzweißfotos und einige Gemälde des in Bergtheim (Landkreis Würzburg) lebenden Fotografen, Graphikers, Journalisten und Galeristen Pedro P. Schilde. Die **nummer** stellte den Künstler im Juni 2012 in **Heft 76** ausführlich vor. Schilde lebte zum Zeitpunkt der Katastrophe von Tschernobyl in Bremen, das Thema Atomkraft hat ihn bis heute nicht losgelassen: „Nach dem schrecklichen Unfall und den Folgen für Europa beschloß ich, alle Kernkraftwerke Deutschlands auf Fotos zu dokumentieren.“ Das war nicht immer einfach, da die Kraftwerke überwacht waren und sind. Er fotografierte mit einer Hasselblad 6x6 und vergrößerte die Aufnahmen nach dem Vorbild des US-Fotografen Ansel Adams (1902-1984) auf Barytpapier. Die Fotos, die im Rathaus unter dem Titel „30 Jahre Tschernobyl – Ruinen für die Ewigkeit. Gegen das Vergessen!“ im kleinen Treppenhaus vom Ausländeramt bis in den zweiten Stock und im ersten Stock im Gang zum Kulturamt (ab den Räumen 136/137) und im zweiten Stock vor den Räumen 203 bis 205 zu sehen sind, bestechen nicht nur durch fotografisch handwerkliche Meisterschaft. Sondern sie bringen vor allem inhaltlich den Kontrast zwischen Natur (beziehungsweise Mensch) und

Technik auf den Punkt. Wie surreale Bunker stehen die abweisenden Betonklötze der Atomkraftwerke inmitten der schönsten Landschaft, einer dörfliche Idylle oder umgeben vom menschlichen Zivilisationsmüll.

Das wirkt zwar alles ein bißchen veraltet wie die Covers diverser Pink-Floyd-Alben aus den 1970er Jahren. Doch darf man ja nicht vergessen, daß diese monströse Architektur noch Jahre und Jahrzehnte braucht, bis sie einst abgetragen sein wird. Und im übrigen ist ja auch die Atomkraft längst nicht von allen Staaten dieser Welt ad acta gelegt (derzeit sind 438 Reaktoren in 31 Ländern in Betrieb, 67 sind im Bau). So gibt es beispielsweise heute in Polen keine Atomkraftwerke. Der Energiekonzern Polska Grupa Energetyczna (PGE) will aber – nachdem sich Pläne für eine Beteiligung am geplanten litauischen Atomkraftwerk Visaginas zerschlagen haben – zwei Kernkraftwerke auf polnischem Boden bauen. Der polnische Ministerpräsident Donald Tusk treibt diese Pläne mit voran, eine Inbetriebnahme ist nach aktuellem Stand für den Zeitraum 2025 bis 2035 ins Auge gefaßt.

Das Thema ist also längst noch nicht vom Tisch. Und auch nicht die künstlerische Auseinandersetzung damit. Insofern sind die Schilde-Fotos weit aus mehr als bloße Dokumente aus der bösen, alten Atomkraftzeit. Das wäre eine viel zu sehr auf die deutsche Sicht der Dinge verengte Perspektive. Ganz abgesehen davon, daß diese Fotos im Rathaus paradoxerweise einfach wunderbare Arbeiten sind, die in manchen Fällen vielleicht sogar ein noch größeres Format verdient hätten.

Das Schöne dabei ist, daß der Fotograf bei den reinen Fotoarbeiten nie mit erhobenem Zeigefinder daherkommt. Bei den experimentellen Arbeiten (der Künstler arbeitet da unter anderem mit teilweise verbranntem Fotomaterial) und den Gemälden (die Darstellung und Verwendung des Christus am Kreuz nahe dem Atomkraftwerk Grafenrheinfeld – eines volksreligiösen Flurdenkmals, dessen Symbolkraft diesen speziellen Ort in der Vergangenheit immer wieder zum Ort von Anti-Atomkraft-Veranstaltungen prädestinierte – ist ziemlich moralinsauer-platt) ist das leider nicht der Fall. Der Besucher sollte sich besser auf die reinen Fotoarbeiten konzentrieren. Denn die sind famos. ¶

Bis 28. April. Finissage 27. April, 15 Uhr.



# Hoffnungslosigkeit

Aus einem Totenhaus am Staatstheater Nürnberg

Von Renate Frey Eisen

Die Oper „Aus einem Totenhaus“ von Leos Janáček ist gewiß keine leichte Kost. Als Vorlage hat sie die autobiographischen Aufzeichnungen von Fjodor Dostojewski über seine Erlebnisse als junger Häftling in einem zaristischen Straflager bei Omsk ab 1849 vier Jahre lang. Darin schildert der Dichter die Schrecken und unmenschlichen Bedingungen, welche die Gefangenen erdulden mußten durch den Verlust der Freiheit und der menschlichen Würde, die Erniedrigungen, die ständig herrschende Willkür und Bedrohung und die lebensfeindlichen Umstände. Dennoch wagt er aus christlicher Perspektive heraus einen vorsichtig optimistischen Blick in die Zukunft.

Janáček hält sich in seinem letzten, 1928 entstandenen Werk, dessen Uraufführung er nicht mehr erleben konnte, ziemlich genau an Dostojewskis Aufzeichnungen. Er schrieb dazu kurz vor seinem Tod: „Weshalb begeben mich mit dem Schöpfer von Schuld und Sühne in die dunklen, eiskalten Zellen von Verbrechern? Ich dringe in die Seele von Kriminellen und finde dort einen göttlichen Funken.“ Und so wird auch am Schluß, als der verletzte Adler, das Symboltier der Freiheit, wieder wegfliegen darf, der Hauptakteur, der adlige, politische Häftling Alexander Petrovic Gorjancikov wieder aus dem Lager entlassen, die übrigen Sträflinge aber müssen weiterhin in ihrem trostlosen Umfeld verharren. Doch immerhin gibt er ihnen eine schwache Hoffnung mit.

Im Staatstheater Nürnberg aber verschärfte Regisseur Calixto Bieito dieses Ende noch hin zum Negativen: Hier wird Petrovic nicht entlassen, sondern erschossen. Auch sonst verschärfte diese Inszenierung, die Ausweglosigkeit durch einen brutalen Über-Realismus, anders als es der Komponist vorgesehen hatte, der eine gewisse schwermütige Resignation zuläßt, eine vage Sehnsucht nach Erlösung und die Beschwörung des Humanen, denn er überschrieb seine Oper mit einem Zitat von Dostojewski: „In jedem Geschöpf ist ein Funke Gottes.“ Bei Bieito ist diese Sicht nahezu ganz verschwunden. Hier dominiert tiefster Pessimismus. Der Mensch ist hier dem Menschen ein Feind, die personifizierte Hölle. Auch wenn vor Beginn der eigentlichen Musik die Gefangenen vor einer Wand auf einem mit Pfützen

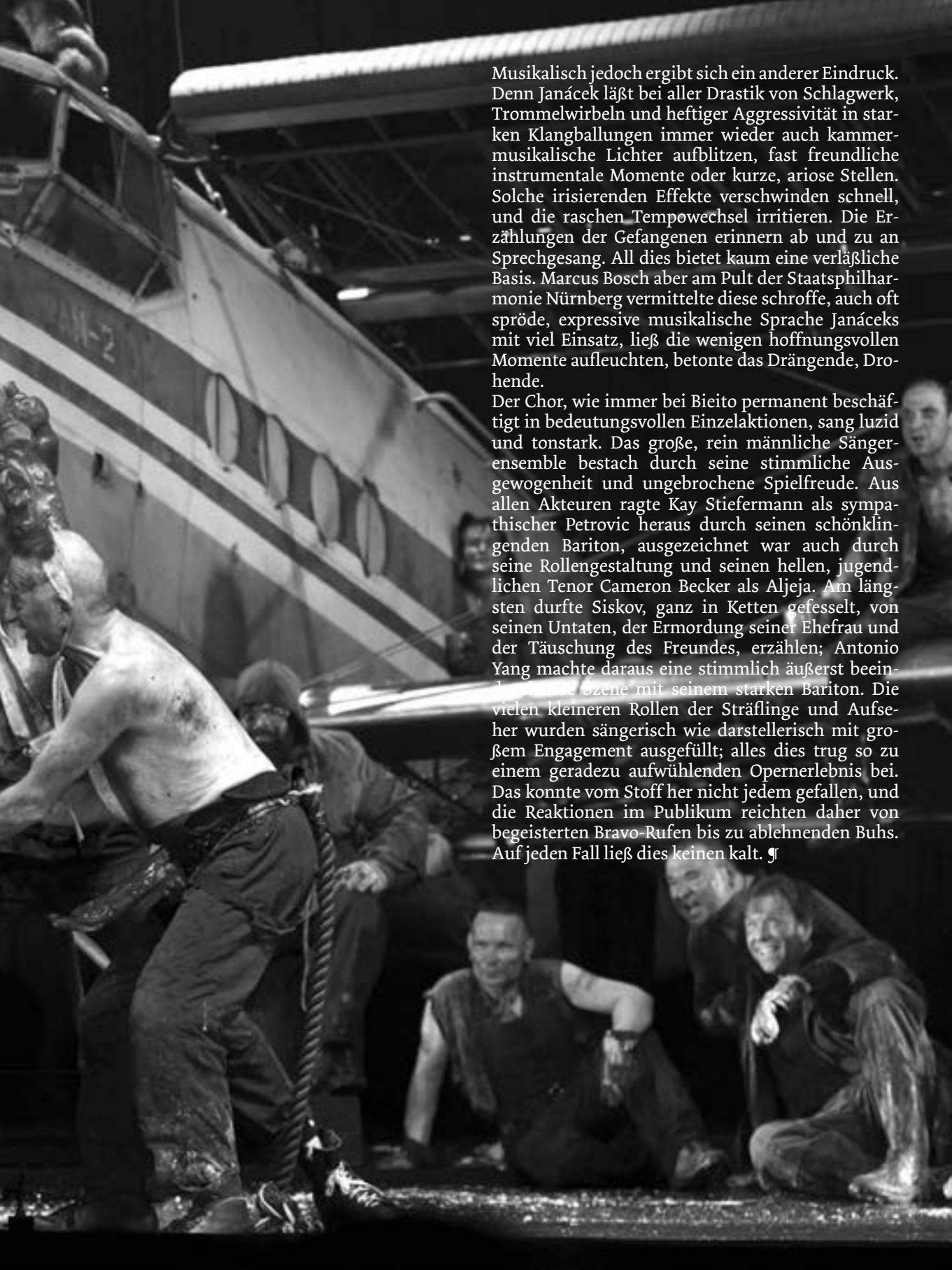
übersäten Gelände Fußball kicken – da ist nichts, was diese Freudlosigkeit durchbricht. Auch als der junge Aljeja mit einem selbst gebastelten Flugzeug aus Karton auftaucht, wird ihm dieser Beweis einer eigenständigen Persönlichkeit sofort von seinen Mitgefangenen zerstört.

Bei Janáček dagegen beschäftigen sich die Sträflinge mit einem Adler, dem „König der Wälder“, der sich aber wegen einer Verletzung nicht in die Lüfte aufschwingen kann. Bei Bieito wird dieses Symbol der Freiheit verifiziert durch ein altes Flugzeug, das auf die ansonsten leere Bühne von Philipp Berweger herabgelassen wird, wohl zur Reparatur durch die Gefangenen. Wenn diese Propellermaschine wieder entfernt wird, geht das trostlose Sträflingsleben mit Mord und Totschlag weiter und Leichsäcke bedecken schließlich den Boden. Die Handlung selbst verläuft nicht dramatisch, hat keine Höhepunkte, vielmehr reihen sich Episoden aneinander, in denen die Sträflinge von ihren „Taten“ erzählen. Eine gewisse Abwechslung in der Tristesse bereitet da das Osterfest, an dem sie nicht arbeiten müssen. Diese „freie“ Zeit aber führt sofort wieder zu Gewaltexzessen und Streit, zu schrecklichen Demütigungen. Das von ihnen aufgeführte Theaterstück artet aus in eine Sexorgie.

Denn die Männergesellschaft geilt sich auf an Sexphantasien, angeheizt durch Frauenkleider, die einige anziehen, um etwa Nutten darzustellen. Ein Tanz wie bei einem Hexensabbat von Teufeln mit roten Hörnern und rotem Penis kocht die enthemmte Stimmung weiter hoch, und so wird schließlich Aljeja brutal vergewaltigt und verletzt liegengelassen. Nur Petrovic kümmert sich um ihn. Die anderen kommen nicht zur Besinnung, auch als einige von ihnen ermordet werden. Das wilde Bacchanal mündet in eine Katastrophe. Die Frage, ob es noch „gute Leute“ gibt, erübrigt sich. Luka ist sterbenskrank, Skuratov wird wahnsinnig. Die Gefangenen fahren ungerührt fort mit den Berichten über ihre Verbrechen. Als das Flugzeug wieder abhebt, besingen die Lagerinsassen die „geliebte Freiheit“; das klingt wie ein Hohn, denn sie kommen nicht frei, und nach der widerrechtlichen Erschießung von Petrovic kann der junge Aljeja nur noch sein kaputtes Flugzeugmodell retten. Alles versinkt in tieftrauriger Hoffnungslosigkeit.



*Szene mit Levent Bakirci, Chor und Statisterie, Foto: Ludwig Olah*



Musikalisch jedoch ergibt sich ein anderer Eindruck. Denn Janáček läßt bei aller Drastik von Schlagwerk, Trommelwirbeln und heftiger Aggressivität in starken Klangballungen immer wieder auch kammermusikalische Lichter aufblitzen, fast freundliche instrumentale Momente oder kurze, ariose Stellen. Solche irisierenden Effekte verschwinden schnell, und die raschen Tempowechsel irritieren. Die Erzählungen der Gefangenen erinnern ab und zu an Sprechgesang. All dies bietet kaum eine verlässliche Basis. Marcus Bosch aber am Pult der Staatsphilharmonie Nürnberg vermittelte diese schroffe, auch oft spröde, expressive musikalische Sprache Janáčeks mit viel Einsatz, ließ die wenigen hoffnungsvollen Momente aufleuchten, betonte das Drängende, Drohende.

Der Chor, wie immer bei Bieito permanent beschäftigt in bedeutungsvollen Einzelaktionen, sang luzid und tonstark. Das große, rein männliche Sängersenemble bestach durch seine stimmliche Ausgewogenheit und ungebrochene Spielfreude. Aus allen Akteuren ragte Kay Stiefermann als sympathischer Petrovic heraus durch seinen schön klingenden Bariton, ausgezeichnet war auch durch seine Rollengestaltung und seinen hellen, jugendlichen Tenor Cameron Becker als Aljeja. Am längsten durfte Siskov, ganz in Ketten gefesselt, von seinen Untaten, der Ermordung seiner Ehefrau und der Täuschung des Freundes, erzählen; Antonio Yang machte daraus eine stimmlich äußerst beeindruckende Szene mit seinem starken Bariton. Die vielen kleineren Rollen der Sträflinge und Aufseher wurden sängerisch wie darstellerisch mit großem Engagement ausgefüllt; alles dies trug so zu einem geradezu aufwühlenden Opernerlebnis bei. Das konnte vom Stoff her nicht jedem gefallen, und die Reaktionen im Publikum reichten daher von begeisterten Bravo-Rufen bis zu ablehnenden Buhs. Auf jeden Fall ließ dies keinen kalt. ¶

# Bezaubernde Hingucker

Altägyptischer Schmuck im Knauf-Museum Iphofen

Text: Renate Freyeisen Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

**H**ochmodern ist auch heute noch, was die alten Ägypter und Ägypterinnen an Schmuck trugen, Halsketten, Ohrringe, Fingerringe, Armbänder etc. Nur die tiefer gehende Bedeutung solch schöner Accessoires ist heute meist vergessen. Die Bewohner des Niltals, vom einfachen Handwerker über Beamte bis zum Pharao und seinem Hof, trugen Schmuck in reicher Auswahl, einerseits als Abwehr von Unheil und magische Beschwörung der Götter, andererseits je nach verwendeten Materialien und kunstfertiger Ausführung als Statussymbol. Am kostbarsten waren Silber und Lapislazuli, weil dies von weit her importiert werden mußte; die meisten der dekorativen Stücke bestanden aus farbigem Glas oder Fayencen, teurer waren Halbedelsteine,

Steine wie etwa Speckstein, Karneol, Muscheln, Perlen, Elfenbein, Tierknochen, Schnecken und natürlich Gold als Material; leider haben sich Blüten nicht mehr erhalten. Schmuck wurde den Toten bei der Bestattung mitgegeben und konnte bei Ausgrabungen geborgen werden. Leider aber wissen wir nicht mehr, wie die bunten Ketten wirklich aussahen, denn die in den Gräbern verstreuten Kettenglieder müssen heute neu aufgefädelt werden. Das Knauf-Museum Iphofen zeigt nun in seiner neuesten Schau ca. 580 Objekte aus dem Ägyptischen Museum in Berlin; ein Großteil dieser Schätze wird nie oder nur selten gezeigt. Auch heute noch bezaubern diese Schmuckstücke durch ihre ausgewogene, dekorative Wirkung und ihre handwerkliche Perfektion bis ins kleinste Detail.

In Iphofen entführt die sehr übersichtliche Präsentation im 1. Stock zu dem Schmuck, der meist im Alltag getragen wurde, im 2. Stock verweisen ausgesuchte Exponate auf das, was damals als Luxusgegenstand und Schutz gegen allerlei Unheil verstanden wurde. Das auffälligste Stück ist der farbenprächtige Schulterkragen einer nubischen Königin ca. 10 v. Chr., bestehend aus sieben Reihen bunter Perlen, teils aus Karneol, aus Muscheln, buntem Glas oder Fayencen, bestehend in seiner Vielgestaltigkeit. Bei den meisten anderen Schmuckstücken dominiert die Farbe Blau, Hinweis auf Himmel oder Wasser; Weiß symbolisierte die Reinheit, Rot galt als Lebensfarbe, Grün wurde verbunden mit der stetigen Erneuerung des Lebens. Glas imitierte die teureren Edelsteine. Kaorimuscheln, Symbol für weibliche Fruchtbarkeit, wurden vorwiegend von jungen Mädchen als Gürtel über der Hüfte getragen. Die allseits beliebten Skarabäen wiesen auf das sich immer wieder erneuernde Leben ebenso wie auf den geflügelten Sonnengott hin.

Als Amulette, für Ketten am Hals oder Handgelenk verwendet, waren auf ihrer Rückseite oft noch weitere symbolische Tiergestalten abgebildet. Die Ketten selbst waren zusammengesetzt aus Kugel-, Scheiben- oder Röhrengliedern. Für den Ohrschmuck gab es Ohrpilze, Platten- oder Rosettenformen oder Spaltringe; in römischer Zeit waren zierliche Ohrge-



Entweder bringt dieses Amulett Glück oder es macht wenigstens Freude.

Der Schulterkragen der Königin Amanishakheto ist eines der Highlights der Ausstellung.



hänge in Mode. Fingerringe, in großer Anzahl in den Gräbern gefunden, wurden mit Hilfe von Modellen angefertigt, trugen auf ihren Platten oft Glückssymbole, dienten aber auch als Siegelringe. Höhergestellte hatten auch Haarschmuck; besonders schön sind die Rosetten für die Stränge der Perückenabdeckung einer Nebenfrau des Pharaos. Als Schutzamulett diente auch das geschwungene Udjat-Auge, und heute noch bekannt ist das Anch-Zeichen als Schlüssel zum Leben. Eine Halskette mit 32 Fayence-Anhängern in Katzensgestalt beschwört die sanftmütige Göttin Bastet, Garant für Harmonie und Glück. Ein wunderschönes Ohrring-Paar aus Gold, dem Zeichen für die Ewigkeit, besteht neben bunten Edel- und Glassteinen aus einem Delphin, wohl als Geschenk der Liebe gedacht. Die höchste militärische Auszeichnung war übrigens eine goldene Fliege, dem Symboltier für Hartnäckigkeit. An Mumienkartonagen kann man noch verfolgen, wie sich ein alter Ägypter mit Schmuck dekorierte und schützte. Damit die schweren Halskrägen nicht nach vorne rutschten, beschwerte man sie hinten mit verzierten Gegengewichten. Die bildlichen Bedeutungen erschließen sich uns Heutigen nicht mehr selbstverständlich; wer weiß schon, daß ein

kleiner Igel auf die Wiedergeburt hinweist, der Knoten der Isis schwangeren Frauen Schutz bieten soll, daß die Uräus-Schlange auf dem Haarreifen des Pharaos seine göttliche Sendung verheißt. Großformatige Wandbilder führen vor Augen, wie man damals Metall bearbeitete oder Würdenträger mit Schmuck auszeichnete. Ein besonders hübscher Hingucker ist der Teil eines filigranen Amarna-Halskragens, den die Firma Knauf hatte restaurieren lassen. ¶ Bis 6. 11.



Eine Ringplatte mit Udjat-Auge, dem altägyptischen Symbol des Lichtgottes Horus.

# Aurora

Kunst, die in Würzburg so rumsteht

*Text und Foto: Ulrich Karl Pfannschmidt*

Am oberen Rand des „Mönchbergparks“ steht eine Plastik des Bildhauers Fried Heuler, etwas versteckt, zugänglich nur über die innere Straße des Quartiers. Sie stammt aus der Bauzeit des ehemaligen Hospitals in den dreißiger Jahren und stellt Aurora, die rosenfingerige Göttin der Morgenröte dar, Symbol des Morgens einer neuen Zeit, des aufgehenden Dritten Reiches. Manche halten Fried Heuler für einen großen Bildhauer, von Größe und Gewicht seiner Werke, dem Ehrenmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges im Husarenwäldchen und dem Denkmal für die unbekanntenen Toten der Bombardierung am 16.3.1945 vor dem Hauptfriedhof 1954, auf seinen künstlerischen Rang schließend.

Als Kranzabwurfstelle bewundert, offenbart das Gefallenendenkmal 1931 immerhin schon den Geist der künftigen Zeit, in der das Individuum hinter den Massenmenschen zurückzutreten hatte. Da wird nicht um den Einzelnen getrauert, wie etwa in der symbolischen Figur des unbekanntenen Soldaten, hier wird die Kameradschaft gefeiert, die nur ein Dolchstoß zerstören konnte, wie Hindenburg und Ludendorff glauben machen wollten. Nicht ein Hauch von Pazifismus ist zu spüren.

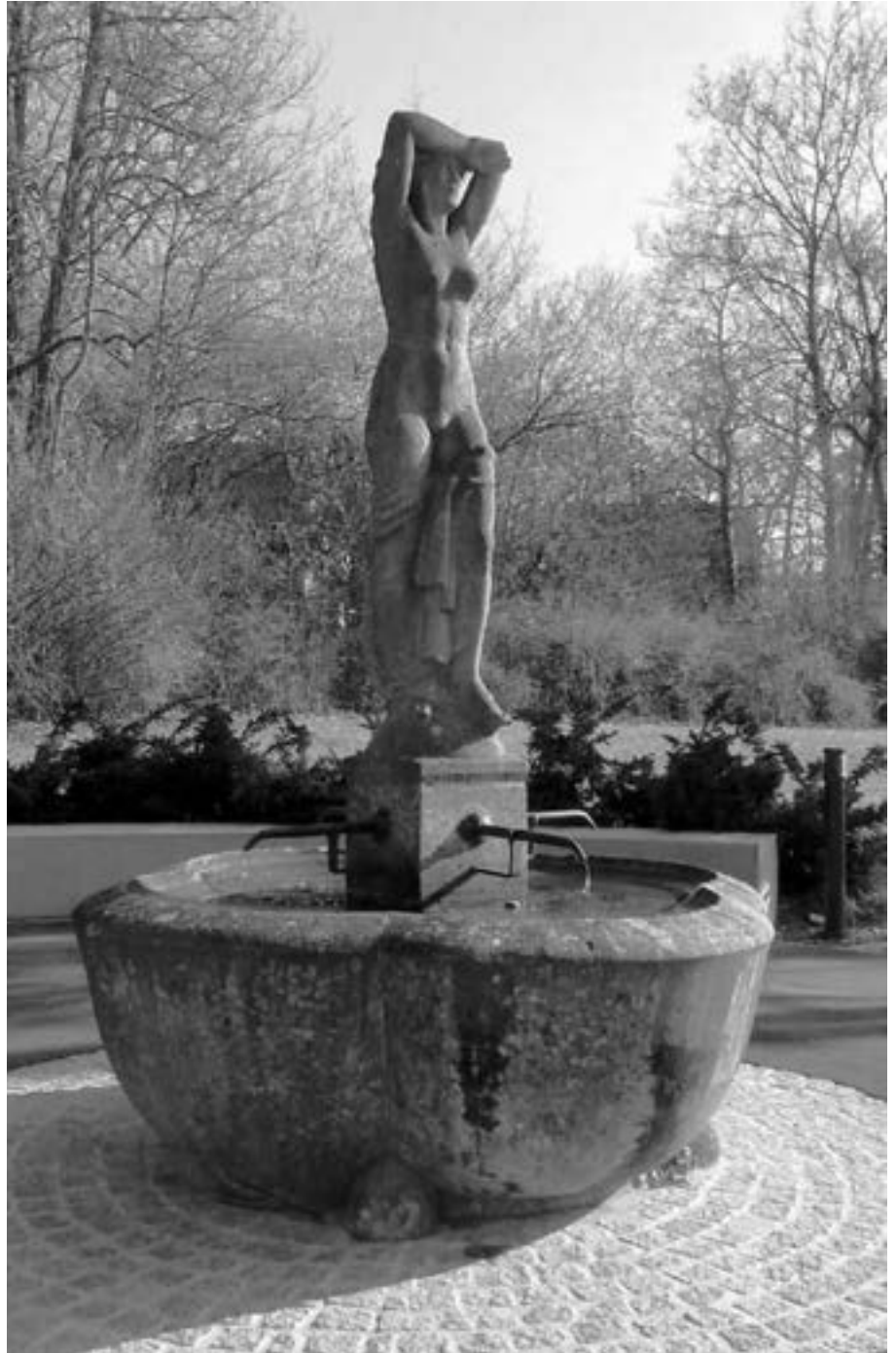
Andere sehen ihn mit Blick auf seine kleineren Arbeiten kritischer. Der sogenannte Postreiter vor dem Haus der Paradepost ist einfach mißglückt. Hier fällt eine Eigenschaft auf, die offenbar allen Würzburger Arbeiten von Heuler gemeinsam ist. Die Figuren stehen regungslos. Nicht die Andeutung einer Bewegung ist erkennbar. Bei einem Postreiter, dessen Auftrag es ja gerade ist, Post zu transportieren, könnte man Stillstand noch ironisch im Sinne der Schneckenpost verstehen, wenn man Heuler nicht für humorfrei halten würde. Der Eindruck der Ruhe wird noch gesteigert durch die quaderförmige Stützung des Pferdeleibes, der wie aufgebockt wirkt. Der Künstler hat seinem Material, dem Kalkstein, nicht genug Standfestigkeit zugetraut und deshalb zu dem der körperlichen Erscheinung des Pferdes fremden, kantigen Hilfsmittel gegriffen. Selbst den Pferdeschwanz als Stütze zu nutzen, hat nicht gereicht.

Wenn man von der oft zitierten Vorstellung ausgeht, daß die Figur schon im Stein vorhanden ist und durch

den Bildhauer nur freigelegt werden müsse, dann hätte es nah gelegen, das Pferd nur andeutungsweise aus dem Block zu schälen und im übrigen das Material zu belassen. Dieser Weg hätte dann allerdings mit der Sicht auf einen unvollendeten Prozeß der Bearbeitung eine Dynamik in die Plastik gebracht, die Heuler wohl nicht wünschte. Eine Figurengruppe aus dem Stein zu schlagen, ist sicher schwerer als sie für den Bronzeuß zu formen, dies zugegeben, aber wie mittelalterliche Werke zeigen, nicht unmöglich. Die radikale Vereinfachung der Oberfläche und der Verzicht auf Details zeigen eine weitere Eigenart des Bildhauers, nämlich das Bemühen um Typisierung. Es geht nicht um einen bestimmten, individuellen Reiter, sondern um die Gattung. Das ist noch ausgeprägter bei den Soldaten am Denkmal der Gefallenen, dort aber auch schlüssiger mit der gleichmachenden Gewalt des Militärischen verbunden. Heuler ist am Postreiter schlicht gescheitert. Zum Gedenkstein für Walther von der Vogelweide von 1930 im Lusakgärtchen ist nicht viel zu sagen. Er ist harmlos und stört nicht.

Nun zu Aurora. In Meyers Konversationslexikon von 1885 ist zu lesen: „Eos (wie sie auf griechisch genannt wird) ist nach der Schilderung der Dichter eine herrliche, schöngelockte, rosenarmige und rosenfingrige Göttin, das Abbild der belebenden Morgenröte. Sie erhebt sich in aller Frühe von ihrem Lager aus dem Okenaos und schirrt, mit safranfarbigem Mantel umhüllt, ihre Rosse Lampos („Glanz“) und Phaethon („Schimmer“) an den goldenen Wagen, um, dem Sonnengott vorausgehend, den Sterblichen und Unsterblichen den Tag zu verkünden. Schöne Jünglinge entführt sie, um ihrer Liebe sich zu erfreuen ...“ Eine sehr bildhafte, farbenprächtige, poetische Vorstellung. Wie geht Heuler damit um, wie übersetzt er eine malerische Vision in eine Skulptur? Aus der Ferne bietet die Arbeit das klassische Bild eines Brunnens mit mittig stehender Figur auf dem Wasserbecken. Dem Näherkommenden zeigt sich die Figur als ein junges, im Morgen ihres Lebens stehendes, schlankes Mädchen in natürlicher Größe. Es schaut nach Westen, den Rücken nach Osten gewandt. Ein um die Hüfte geschlungenes Tuch ist auf

die Beine herabgerutscht. Das Brunnenbecken ist als Vierpaß aus bauchigen Volumina gebildet, die von oben nach unten schmaler werdend, zusammengewachsen sind. Die Figur steht auf einem kleinen Quader, der mit einer Halbkugel bedeckt ist. Die Komposition ist konventionell, aber klar. Bei näherer Betrachtung allerdings zeigt die Skulptur einige Widersprüche. Die Figur hält die Arme über dem Kopf verschränkt, wobei sie eine Hand verschattend über die Augen hält, was wenig Sinn macht, wenn die Figur, die Sonne hinter sich, nach Westen in die Nacht blickt. Der linke Fuß ist einen Fuß breit vorgestellt, ohne daß es sich in der Hüfte bemerkbar macht. Nicht die leiseste Andeutung eines Kontrapostes: Das bedauernswerte Mädchen hat rechts ein zu kurzes Bein. Das Seltsamste ist die Tatsache, daß der Brunnen eigentlich kein Becken hat. In der würfelförmigen Basis der Figur stecken vier Bronzeröhrchen, die Wasser, wenn es denn flösse, in eine kaum fünf Zentimeter tiefe Schale fallen lassen würden. Die vier bauchigen Volumina haben also keine Tiefe, wie man bei einem Brunnen erwarten würde, sondern massive Körper. Der Befund ist schwer erklärbar. Für ein nachträgliches Füllen des Beckens gibt es keine Anzeichen. Wozu also eine Brunnenschale vortäuschen? Und wenn denn an einen Trinkbrunnen gedacht war - im Garten eines Lazarets hätte das für Genesende Sinn gemacht, warum dann vier



*Aurora Brunnen von Fried Heuler*

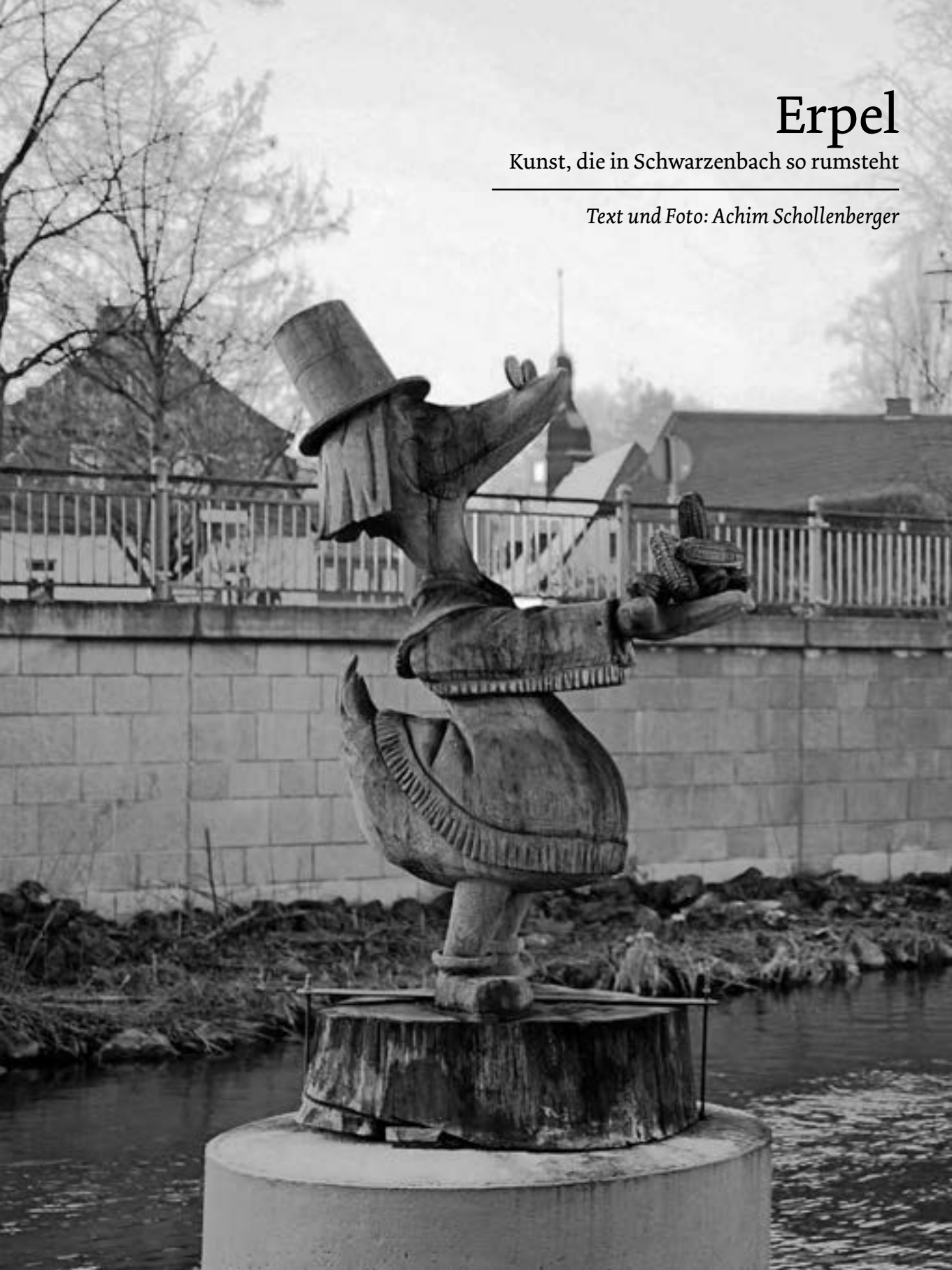
Wasserröhrchen? Aus dem Zwang der doppelten Symmetrie? Der Eindruck drängt sich auf, Absicht und Form hätten hier nicht zusammengefunden. Mit einem Wort, kein großes Kunstwerk. ¶

# Erpel

Kunst, die in Schwarzenbach so rumsteht

---

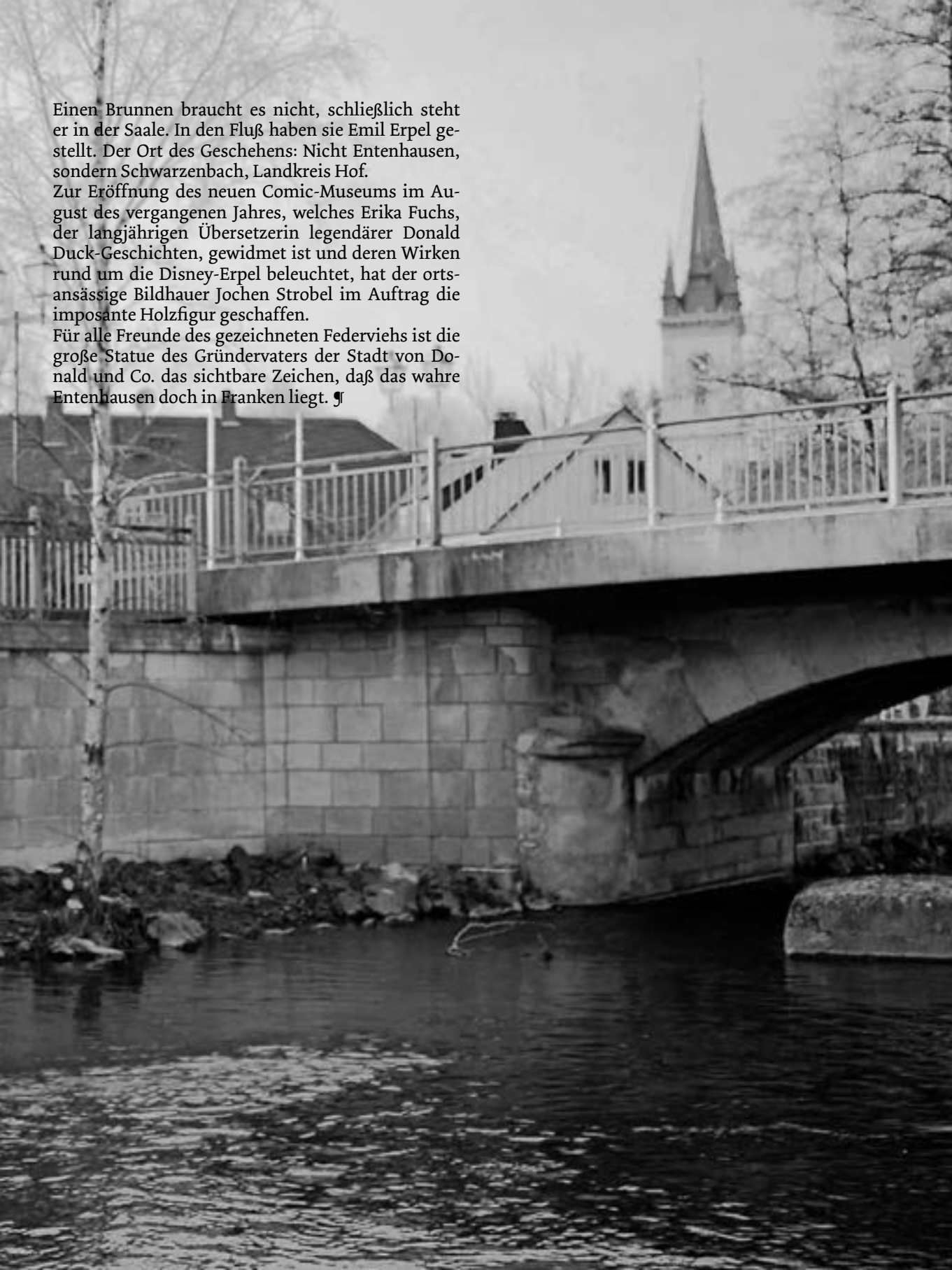
*Text und Foto: Achim Schollenberger*



Einen Brunnen braucht es nicht, schließlich steht er in der Saale. In den Fluß haben sie Emil Erpel gestellt. Der Ort des Geschehens: Nicht Entenhausen, sondern Schwarzenbach, Landkreis Hof.

Zur Eröffnung des neuen Comic-Museums im August des vergangenen Jahres, welches Erika Fuchs, der langjährigen Übersetzerin legendärer Donald Duck-Geschichten, gewidmet ist und deren Wirken rund um die Disney-Erpel beleuchtet, hat der ortsansässige Bildhauer Jochen Strobel im Auftrag die imposante Holzfigur geschaffen.

Für alle Freunde des gezeichneten Federviehs ist die große Statue des Gründervaters der Stadt von Donald und Co. das sichtbare Zeichen, daß das wahre Entenhausen doch in Franken liegt. ¶



# Mit brillanter Tiefenschärfe

Ivan Vladislavićs Roman „Double Negative“ beschreibt Südafrika vor und nach der Apartheid.

Von Eva-Suzanne Bayer

Drei Männer stehen auf einem Hügel über einem Stadtteil von Johannesburg. Es ist ganz zu Beginn der achtziger Jahre, noch herrscht die rigide Apartheid. Der eine, ein etwas schmutziger Journalist aus England, will hinter das Geheimnis des ihn begleitenden renommierten Fotografen Paul Auerbach, Vorbild war der südafrikanische Fotograf David Goldblatt, kommen und herausfinden, wie dieser es schafft, in seinen Fotografien tiefgründige Geschichten über die von ihm porträtierten Menschen zu erzählen. Er schlägt deshalb vor, jeder von ihnen solle von hier oben ein Haus aussuchen. Auerbach soll dann versuchen, sich dort Zutritt zu verschaffen und beweisen, daß er auch ein solches Zufallsprodukt im Bild dialektisch ausloten kann.

Mit von der Partie ist der junge Neville Lister, der Ich-Erzähler des Romans. Er hat gerade die Uni geschmissen und sein besorgter Middleclass-Vater verdonnerte ihn dazu, einen Tag lang den mit der Familie befreundeten Fotografen Auerbach auf einer Fototour zu begleiten. Nicht damit er diese Berufslaufbahn einschlagen soll, sondern weil Auerbach in seiner Beharrlichkeit und Geduld als Vorbild dienen könnte.

Das ist die Kernszene des ersten Teils – genau genommen des ganzen Romans – von Ivan Vladislavić jetzt in deutscher Übersetzung (Thomas Brückner) und in dem kleinen Verlag A 1 erschienenen, erfreulich handlichen Buches „Double Negative“. Auf gerade einmal 250 Seiten (inklusive einem Glossar für südafrikanische Begriffe) beschreibt der 1957 in Pretoria geborenen Autor in drei Teilen rund dreißig Jahre der politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen und fundamentalen Veränderungen. Von all den blutigen Kämpfen, von all dem Leid und dem

himmelschreienden Unrecht in, während und nach der Apartheid erzählt er aber nicht linear. Er bündelt die Handlung vielmehr in drei Zeitzonen, die jeweils einen Querschnitt durch die politische wie die persönliche Geschichte erlauben. Das erste Kapitel erzählt eben jenen Tag mit Auerbach 1982. Im zweiten Kapitel dann ist Neville Lister, um der heimischen Wehrpflicht zu entgehen, in London. Nur aus dritter Hand, aus Zeitungen, dem Fernsehen und aus den Briefen der Mutter erfährt er von dem Bürger- und Rassenkrieg. Gerade hier arrangiert Vladislavić mit raffiniertem Kunstverstand, wechselt fast mit jedem Absatz die Zeitebene: führt der eine in das zehn Jahre



Ivan Vladislavić Foto: Sophie Bassouls

dauernde „Exil“ in London, springt der andere in die Zeit kurz nach seiner Rückkehr in Johannesburg, wo alles Vertraute fremd geworden ist und Vergangenheit und Gegenwart hart ineinander überzugehen scheinen.

In London ist Neville Lister, mehr aus Zufall als durch innere Notwendigkeit in den Beruf des Fotografen hineingeschlittert. Im Gegensatz zu Auerbach betreibt er sein Gewerbe jedoch rein kommerziell, als „Typ der gefrorenen Augenblicke“, als Werbefotograf, dem allein die Oberfläche genügt. Im dritten

Teil ist Neville Lister zurück in Johannesburg, wird seinerseits von einer blutjungen Bloggerin auf Foto-touren begleitet und reibt sich an einer Generation, die so unbelastet und neugierig mit den jetzigen Verhältnissen in der Stadt umgehen kann.

Der knappe, nur eindimensionale Inhalt sagt freilich wenig über die kunstvolle Konstruktion und Komposition des Buches aus. Der nicht übersetzbare Titel „Double Negative“ ist nämlich Programm und Metapher für die gesamte Struktur. In der Fotografie der vordigitalen Zeit bezeichnet der Begriff die anfangs versehentlich entstandene Doppelbelichtung eines Negativs, das im Bild ein anderes Bild auftauchen läßt. Später benutzten viele Kunstfotografen diese Methode, um die faktengebundene Wirklichkeit der Fotografie aufzubrechen in tiefere, diese Wirklichkeit relativierende, konterkarierende oder ins Absurde führende Schichten. Ganz ohne technische Tricks gelingt dem Fotografen Auerbach schon im ersten Teil, bei der Zufallsauswahl der zu fotografierenden Häuser, ein solches „Double Negative“. Zwar ist das Haus selbst, allem Anschein nach eine Studenten-WG, gerade verwaist, doch im Hof haust in einem Verschlag die fünfköpfige Familie des schwarzen Hauspersonals. Veronika, die junge Frau, hatte Drillinge. Doch ein Säugling erstickte an den giftigen Dämpfen des Ofens, und Schwarze erhalten wenig medizinische Versorgung. Daß das ein Skandal ist - vorn die weißen Studenten in großzügiger Räumlichkeit und hinten eine schwarze Familie in äußerster, auch noch lebensgefährlicher Bedrängnis - geht Neville erst im dritten Teil des Romans auf. Noch ist er zu sehr involviert, um gegebene Verhältnisse zu hinterfragen. Auerbach aber sieht tiefer: Er arrangiert die Mutter mit ihren verbliebenen Zwillingen im Vordergrund und stellt in den Hintergrund ein Foto von den Drillingen.

Dies ist auch die Methode von Vladislavics Erzählstil. Jeden Moment unterfüttert er mit Erinnerungen, mit Spiegelungen, Rückblicken, Überlagerungen, Wiederholungen und Metaphern, die der scheinbaren Leichtigkeit eine enorme Tiefenschärfe verleihen. Auch im zweiten Haus, der Wahl des Journalisten, kann Auerbach ein doppelbödiges Foto machen. Dort wohnt Mrs. Ditton, nahezu erdrückt von den Memorabilien an die Rassenkämpfe. Die zerborstene Windschutzscheibe eines Militärfahrzeugs dient ihr als Kaffeetisch. Ihr Sohn Jimmy fuhr mit dem Militärtransporter über eine Landmine. Kam er um? „Nein, Gott sei Dank. Ich sage immer zu ihm, Jimmy, Gott hat dir den Arsch gerettet. Seine Kumpels hatten Knochenbrüche und so'n Zeug, aber er ist ohne Kratzer da raus. Deshalb haben sie ihm die geschenkt, als er ausge-

schieden ist.“ – „Dieses Stück war also ein Glücksbringer. Oder eine Art Medaille“ – denkt Neville. Zu dem dritten Haus, das Neville sich aussuchte, kommen die drei nicht mehr. Das Licht ist weg und Auerbach ist erschöpft: „Irgendwie war Energie von ihm in den Apparat übergegangen, der wie eine Zeitbombe dort stand.“ Als Neville mehr als ein Jahrzehnt später wieder nach Johannesburg zurückkehrt, sucht er dieses Haus auf und erfährt eine mehr als vielschichtige Geschichte. Um sich Einlaß zu verschaffen, gibt er sich als Historiker aus und wird von einer Frau, Camilla, eingelassen, die, so scheint es, ihren kranken, im Hinterzimmer verborgenen Mann pflegt. Doch diese Oberfläche der Wirklichkeit ist von allen Seiten eine Täuschung. Der Mann ist längst gestorben, die beiden waren nie verheiratet. Das „wirkliche“ Geheimnis liegt tiefer. Der Verstorbene Dr. Pinheiro war Arzt und floh aus dem benachbarten Mozambique. In Südafrika durfte er nicht praktizieren, arbeitete, obwohl er viele Adressen nicht lokalisieren konnte, als Postsortierer und legte sich über die Jahre eine beträchtliche Sammlung von unzustellbaren Briefen an, die seine Geliebte nun als sein Erbe verwaltet. Zusammen mit Neville öffnet Camilla erstmals die Briefe: „Sie wählte einen mit Briefmarken übersäten, gepolsterten Umschlag und öffnete ihn ... Wie Druckfahnen aus einer Druckerpresse ratterte eine Kette Männer und Frauen heraus, Hunderte, die an den Hände und Füßen miteinander verbunden waren. Gemeinsam falteten wir sie an der Perforation, schärfen die Falze mit den Fingernägeln und rissen sie auseinander. Endlich befreit, streckten sie die Glieder, knackten mit den Gelenken und begannen ihre Geschichten zu erzählen... Ihre Zahl wuchs den Nachmittag über, bis die Luft so mit Geschichten angefüllt war, daß sie sich nicht mehr atmen ließ.“ Neville macht kein Foto von Camilla. Aber er beginnt nun auch eine Fotoreihe. Keine die „dahinter“ schaut. Er läßt die nun zu Geld und Ansehen gekommenen schwarzen Grundstücksbesitzer vor den Umfassungsmauern und dem Briefkasten ihres Anwesens posieren. Das Gebiet hinter den Mauern zu erforschen, überläßt er der jungen Janie, der Journalistin und Internet-Bloggerin.

Sie begleitet ihn im dritten Teil für eine Reportage, weil sie „den Mann mit den Mauern“ für einen „Künstler“ hält, so wie Auerbach für den jungen Nel ein „Künstler“ war – obwohl beide das für sich heftig von sich weisen. Double Negative, die doppelte Verneinung, ist aber auch eine Bejahung; vor allem aber ein Sprachspiel, bei dem es um Nuancen und Zusammenhänge ankommt. Wer nicht unbekanntes Vorurteile nicht unbedingt übernehmen will, will

allzu bekannte Vorurteile garantiert vermeiden. Man kann Ivan Vladislavić wunderbaren, bis in die kleinste Einzelheit bestrickenden Roman in verschiedene Richtungen lesen: als sehr subjektiven Bericht über die entscheidenden 30 Jahre der südafrikanischen Apartheitspolitik und deren Überwindung. Als Buch über die sozialen, ethnischen und städtebaulichen Veränderungen in Johannesburg oder als Geschichte der Fotografie vom Stativ- zum Handybild. Als Entwicklungsroman eines nicht positiven und nicht negativen Helden mit einer brüchigen Biographie in einer Umbruchzeit. Als Buch über Zufall und Notwendigkeit, über Involviertsein und Distanz, über das Ineinanderblenden von Vergangenheit und Gegenwart. Über das Erzählen von Geschichten in Bildern und Fragmenten. Über die Kraft von oder die Lähmung durch Erinnerungen – und über die Unmöglichkeit, wirklich neu zu beginnen. „Junge Menschen lernen... impressionabel, wie wir sagen. Das richtige Wort ist nicht das der tabula rasa – uns wird nichts eingeschrieben oder eingätzt noch eingebrannt, vielmehr werden wir aus einer Substanz geformt, die bereits mit Gedanken und Gefühlen angereichert ist.“

Wenn es zutrifft, daß die Qualität eines Buches daraus resultiert (und es trifft zu!), wie viele Deutungsschnitte der Leser darin legen kann, ist „Double Negative“ ein ganz außergewöhnliches Werk. Auf weite Strecken aber kommt es so leicht, so Bilder- und Geschichtensatt und immer von Ironie



Ivan Vladislavić

## Double Negative

Roman | A1 Verlag

überstreut daher, daß man hinter dem metaphorreichen, brillant geschriebenen Lesevergnügen den tieferen Sinn erst auf den zweiten Blick bemerkt. ¶

*Im A1-Verlag. Das Buch kostet Euro 19,80.*

# Smartphoniker

Professorium  
Galerie für  
zeitgenössische  
Kunst

Malerfürstentum  
Neu-Wredanien  
Innere  
Aumühlstrasse  
15 - 17  
97076 Würzburg



Photographien  
von  
Wolf-Dietrich  
Weissbach

20.3. bis 22.4.2016

Donnerstag  
und Freitag von  
18 bis 21 Uhr,  
sonntags von  
14 bis 18 Uhr

0931-413937  
gallery@wredanien.de

# Lichtblick

Die Kunst findet nicht nur an der Wand statt.  
Gesehen auf der diesjährigen ART Karlsruhe.

*Foto: Achim Schollenberger*



# Short Cuts & Kulturnotizen

Nunmehr das **6. FemFest**, das quer-feministische Festival mit Vorträgen, Workshops, Podiumsdiskussionen findet in Würzburg am 30. April und 1. Mai 2016 statt. Ort ist wie in den Jahren zuvor wieder das **Jugendkulturhaus Cairo**. Das FemFest möchte für Geschlechterrollen sensibilisieren und heteronormative Denkstrukturen sichtbar machen. Zum anderen widmet sich das FemFest der Ungleichheit von Machtverhältnissen.

Gäste sind am Samstag, 30.4.: Tarik Tesfu, Sineb El Masrar, Christine Ott. Es gibt Workshops zu Wikipedia, Yoga bei PMS, Skateboard fahren, Körpersprache & Status und eine Vegane Vokü. Am Sonntag, 1.5., beginnt um 12 Uhr Lena Försch mit dem Workshop: Selbstbewußt Auftreten, Status & Körpersprache (begrenzte Teilnehmer\*innenzahl, Teilnahme nur mir vorheriger Anmeldung an femfestwue@googlemail.com

Das 6. FemFest findet statt in Kooperation mit der Petra-Kelly-Stiftung und dem Kurt-Eisner-Verein / Rosa Luxemburg Stiftung Bayern und ist nicht kommerziell ausgerichtet.

Willkommen sind alle Menschen, die Interesse an einer queer-feministischen Diskussion haben und sich darüber informieren, weiterbilden oder austauschen wollen. Der Eintritt ist frei. Das Programm mit Zeitplan und weitere Informationen gibt es auf <http://femfestwuerzburg.blogspot.de> oder auf Facebook unter FemFest Würzburg.

[sum]

Am 6. Mai um 19.30 Uhr eröffnet das **Deutschordensmuseum Bad Mergentheim** die Ausstellung **„Grenzen. Absurd“** mit zeitgenössischer Kunst. Beteiligt sind an dieser bis 5. Juni dauernden Schau 41 Künstlerinnen und Künstler, die ihre Werke auf 500 qm im Deutschordensschloß präsentieren. Der Titel der Ausstellung ist an die „Absurden Mauern“ von Albert Camus angelehnt. Demnach kann das Gefühl der Absurdität, des völlig Unvernünftigen, Sinnlosen, jeden beliebigen Menschen jederzeit anspringen. Öffnungszeiten: Di – So und feiertags von 10.30 – 17 Uhr. [www.deutschordensmuseum.de](http://www.deutschordensmuseum.de)

[sum]

Unter dem Titel „Rundschau 2016“ stellt die **Künstlergruppe „Die Runde“** aus Franken am Freitag, 1. April 2016, um 18.30 Uhr, im **Kloster Bronnbach** aus. Die Ausstellung dauert bis 29. Mai. Teilnehmende Künstler sind Helmut Droll, Ernst J. Herlet, Jürgen Hochmuth, Herbert Holzheimer, Gerd

Kanz, Gerhard Nerowski, Barbara Schaper-Oeser, Werner Tögel, Gabi Weinkauf. Öffnungszeiten: Mo. bis Sa. 10 bis 17.30 Uhr, So. 11.30 bis 17.30 Uhr. Adresse: Kloster Bronnbach, Bronnbach 9, 97877 Wertheim.

[sum]

Eine **„Hafensommer Extratour“** gibt es am Mittwoch, 11. Mai, im Kulturspeicher, der BBK-Galerie und der angegliederten MS Zufriedenheit. Ausgerichtet vom Förderkreis Hafensommer, lockt die Support-Veranstaltung mit Live-Musik (u.a. Jazz-Saxophonist Dirk Rumig), einem Vortrag der Songwriterin „Karo“, einer Präsentation des Hafensommer-Programms 2016 (inklusive Film) sowie mit Infos über den Förderkreis.

Zu sehen ist außerdem die Fotoausstellung **„10 Jahre Würzburger Hafensommer“**. Nach der Veranstaltung steigt eine Party in der MS Zufriedenheit.

[tw]

**Ben Kamili** wurde 1969 in Orashe e Poshtme/Makedonien geboren. Er übersiedelte 1991 nach Berlin, wo er erst Werkstoffwissenschaften an der TU Berlin studierte und dann ein Studium der Freien Malerei an der Hochschule der Künste Berlin bei Klaus Fußmann anschloß.

Er ist ein Freilichtmaler pastoser Bilder, die Malerei als solche ist für ihn das Entscheidende. Seine Wolken-, Meeres- und Landschaftsbilder sind Energiebündel, konzentriert an Bewegung, Gegenbewegung, Großstruktur und Kleinstruktur, Verweis und Sog. Durch den Pinselstrich bewegen sie sich, reichen sich weiter. Dadurch verschränkt Kamili die Ebenen und Räume. Es geht ihm nicht um das Gesehene, sondern um das Erschauen. Kamilis Bilder lassen die Zeit des Alltags hinter sich – sie sind Kraftfelder. Ausstellungen (Auswahl) seit 1998 in Berlin, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Miltenberg (Museum), Münster, Bremerhaven, Gießen, Köln, Niederlande, Mazedonien. Am 22. April um 18.30 Uhr findet eine Vernissage in Würzburg statt. Die **Galerie Gabriele Müller**, Theaterstraße 18, zeigt einen Querschnitt seines Schaffens.

Geöffnet am Montag vormittag und Dienstag bis Freitag von 10 – 13 Uhr und 14 – 18.30 Uhr, Samstag von 10 – 14 Uhr. Bis 22. Mai.

[sum]

MARIE JO

Ich fühl' mich wohl.



Ihr Wäsche Graf  
Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg  
Tel. 0931-523 04

Wir führen BHs in den Größen 65 - 110, Cup A - H  
MarieJo L'Aventure Primadonna Twist



# Kreativität ist einfach.



Wenn man Talente fördert und Kunst für alle zugänglich macht. Die Sparkassen-Finanzgruppe ist der größte nicht staatliche Kulturförderer Deutschlands.